

ZITATION:

Claudia Brunner 2017: Friedensforschung und (De-)Kolonialität, in: ZeFKo. Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung 6 (1), 149-163

SEITENZAHLEN DER ORIGINALVERSION SIEHE VERWEISE IN KLAMMERN

[S. 149]

Claudia Brunner

Friedensforschung und (De-)Kolonialität

Dekoloniale Perspektiven sind für die Friedens- und Konfliktforschung zugleich Chance und Herausforderung. Sie machen die Kolonialität von Macht, Wissen und Sein zum Ausgangspunkt einer Kritik der Moderne und stellen damit Eurozentrismus dominanter Paradigmen und Praktiken infrage. Dabei werden vermeintlich lokale oder regionale Gewalt-, Macht- und Herrschaftsverhältnisse in ihrer zeitlichen und räumlichen Verwobenheit mit der historischen kolonialen Expansion Europas und deren bis heute andauernden weltweiten Folgen verortet. In diesem Zusammenhang gerät auch die epistemische Gewalt der Wissenschaften selbst in den Blick. Dem theoretischen Potenzial dekolonialer Perspektiven und der möglichen Umsetzbarkeit ihrer Kritik widmete sich der Workshop Friedensforschung und (De)Kolonialität im Dezember 2016 in Wien.

Schlagworte: *Kolonialität der Macht, epistemische Gewalt, Geopolitik des Wissens, Dekolonisierung, Friedensforschung*

1. (Post-)Kolonialismus und Kolonialität

In der deutschsprachigen Friedens- und Konfliktforschung beginnt die Rezeption post- und dekolonialer Theorietraditionen allmählich einzusetzen (Brunner 2011, 2016; Cárdenas 2016;

Chojnacki/Namberger 2014; Engels 2014; Exo 2015a, 2015b, 2017). Die InitiatorInnen¹ des Workshops² *Friedensforschung und (De)Kolonialität* wollten zur Aneignung zentraler Begriffe, Konzepte und Theorien dieser Debatten anregen und diese für Tätigkeiten in der Friedensforschung, in universitärer Lehre [S. 150] und außeruniversitärer Bildungsarbeit sowie in der Praxis sozialen und zivilgesellschaftlichen Engagements nutzbar machen.³

Ein Knotenpunkt insbesondere der jüngeren dekolonialen Debatte ist das Konzept der »Kolonialität der Macht« (Quijano 2000). Die Moderne wird darin als Projekt der Kolonisierung, Unterwerfung, Ausbeutung und Vernichtung analysiert – und nicht als jene emanzipatorische Leistung und Zivilisierung der Welt bestätigt, als die sie in eurozentrischen Traditionen überwiegend verstanden wird. Die gewaltsame Eroberung der Amerikas und die darauf basierende europäische Hegemonie über den Atlantik ab dem 16. Jahrhundert (Quintero/Garbe 2013) werden als grundlegende Bedingung für die Entwicklung des kapitalistischen Weltsystems betrachtet, das sich mit seinen Ausbeutungs- und Akkumulationsmechanismen global durchgesetzt hat und bis heute anhält. Die auf vielfache Weise gewaltförmigen Ursprünge dieser Konstellation verschwinden jedoch in dominanten eurozentrischen Narrativen, indem die Moderne immer wieder als Errungenschaft von (französischer) Aufklärung, (britischer) industrieller Revolution und (deutscher) Reformation erzählt wird (Boatcă/Costa 2010). Zugleich liegt der zuerst kolonialen und später imperialen Asymmetrie in Wirtschaft und Politik nicht nur die Ausbeutung und physische Vernichtung von Menschen zugrunde, sondern auch die systematische Subalternisierung und Auslöschung von Wissens- und Seinsformen der kolonisierten Bevölkerungen. Dieser »Epistemizid« (Santos 2014) wiederum wurde mit einer spezifischen Form sozialer Klassifizierung und Hierarchisierung in massiven Gewaltpraktiken durchgesetzt (Grosfoguel 2013). Anfangs klerikal legitimierter, später wissenschaftlich normalisierter Rassismus und die damit einhergehende Durchsetzung von globaler Arbeitsteilung und Ressourcenallokation sichern also jene Ausbeutungsverhältnisse, Unterdrückungsformen und Subjektivierungsweisen, die mit den geopolitischen Entscheidungen und Unternehmungen weißer europäischer Eliten in der

¹ Die Konzeptgruppe bestand aus Claudia Brunner (Wien), Viktorija Ratković (Klagenfurt), Thomas Mickan (Tübingen), Simon Oswald (Augsburg) und Lisa Bogerts (Frankfurt) und hat sich über den 2015 in der AFK gegründeten AK Herrschaftskritische Friedensforschung konstituiert, siehe <http://www.afk-web.de/arbeitskreise/arbeitskreis-herrschaftskritische-friedensforschung.html>, 04.01.2017.

² Die Konzeptgruppe und alle Teilnehmenden danken der Deutschen Stiftung Friedensforschung (DSF) für die Finanzierung des Workshops, der vom 7.-9. Dezember 2016 am Standort Wien der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt statt. Von deren Zentrum für Friedensforschung und Friedensbildung war die Initiative ausgegangen.

³ Danke für die kritische Kommentierung früherer Versionen dieses Texts an Viktorija Ratković, Mechthild Exo und Helmut Krieger sowie für die redaktionelle Betreuung durch die ZefKo-Redaktion.

frühen Neuzeit ihren Anfang genommen haben. Diese Elemente sind wiederum verwoben mit einer spezifischen Hierarchie von Geschlecht und Sexualität (heterosexuelles Patriarchat), Glaube und Spiritualität (missionarisches Christentum) sowie sprachlichen und epistemischen Dimensionen (Grosfoguel 2008; Lugones 2007). Die manifesten Dimensionen von Gewalt, deren je spezifische Erscheinungsformen die Friedens- und Konfliktforschung oft allzu isoliert analysiert, werden also mit ermöglicht von der »Kolonialität des Wissens« (Lander 1993). Daher wird der Etablierung wissenschaftlicher Disziplinen, Institutionen und Praktiken in post- und dekolonialen [S. 151] Ansätzen besonderes Augenmerk gewidmet (The Gulbenkian Commission 1996). Es rückt die Frage nach »epistemischer Gewalt« in den Blick, also nach jener Gewaltförmigkeit, die dem Wissen selbst innewohnt (Spivak 1988; Brunner 2016).

Im Gegensatz zur Epoche des Kolonialismus beschreibt der Zustand der Kolonialität einen anhaltenden Zustand, der über politische Dekolonisierungsprozesse hinausgeht und nachhaltig auch in unseren Wissenssystemen und deren Praktiken wirksam ist. Dies trifft auch auf die Friedens- und Konfliktforschung zu, die nicht außerhalb der hier skizzierten Kolonialität der Macht existiert und daher auch die Kolonialität des Wissens nicht einfach abstreifen kann. Das *de* in dekolonial beschreibt die potenzielle Überwindung dieser Kolonialität. An der »Unterseite der Moderne« (Maldonado-Torres 2008), in den Peripherien, in den sozialen Bewegungen, im Widerstand gegen Ausbeutungsverhältnisse vor allem im Globalen Süden, aber auch in den indigenen Communities der *First Nations* oder in migrantischen Communities der sogenannten Ersten Welt hat dieser Prozess schon lange begonnen. Von der von diesen Erfahrungen und Erkenntnissen ausgehenden Theoriebildung und der »Geopolitik des Wissens« (Mignolo 2012) kann die Friedens- und Konfliktforschung lernen – doch sie stößt dabei auch an ihre Grenzen.

2. Konzept und Umsetzung des Workshops

Diese in eurozentrischen Wissenstraditionen bislang noch wenig beachteten Zusammenhänge stellen einen innovativen Ausgangspunkt für das Anliegen des Arbeitskreises Herrschaftskritische Friedensforschung der AFK dar, nämlich die Verortung der Friedens- und Konfliktforschung sowie ihrer Gegenstände in einem »System organisierter Friedlosigkeit« (Senghaas 1968) unter dem Aspekt der anhaltenden und globalen Kolonialität von Macht, Wissen und Sein auszuloten. Der Workshop orientierte sich an der Forderung einer »Dekolonisierung von Wissen(schaft)« (Decoloniality Europe 2013; Grosfoguel 2013; Ling

2014), die eine Dekolonisierung von Methoden inkludiert (Smith 2005; Kaltmeier/Corona Berkin 2012; Exo 2015a), über diese aber hinausgeht und letztlich auch ein wissens- und gesellschaftspolitisches Programm und kein ausschließlich wissenschaftliches Unterfangen ist. Folgende erkenntnisleitende Fragestellungen bildeten den roten Faden des Konzepts:

Was bedeutet die Dekolonisierung von Wissen(schaft) im Spannungsfeld zwischen Komplizenschaft und Kritik? In welchem Zusammenhang steht die dekoloniale Forderung nach epistemischem Ungehorsam mit Konzepten der Verweigerung, des zivilen Ungehorsams, gewaltfreier Aktionen, des Aufbaus von alternativen sozialen Formen sozialer Bewegungen? [S. 152] Welche Herausforderungen und Konsequenzen ergeben sich für die Friedens- und Konfliktforschung, wenn sie epistemische Gewalt in ihr Analyse-repertoire integriert? Welche Ansätze indigener und dekolonialer Methodologien sind mit kritischer Friedensforschung kompatibel? Was bedeutet die Dekolonisierung von Wissen(schaft) in der konkreten Konzeption und Umsetzung friedens- und konfliktforschender Vorhaben? Was sind notwendige Voraussetzungen für einen solchen Forschungsprozess und was seine Konsequenzen?

Der gemeinsam verfasste *Call for Papers* wurde mit disziplinär und thematisch diversen Vorschlägen aus der Friedens- und Konfliktforschung und angrenzenden Feldern beantwortet, aus denen das Konzeptteam elf verschriftlichte Beiträge zu einem facettenreichen Programm kondensiert hat.⁴ Die Texte wurden nicht von den AutorInnen selbst präsentiert, sondern im Sinne des »Gegenleseprinzips« von anderen Teilnehmenden, die dafür bewusst auch alternative Mittel und Wege entwickelt haben (z.B. Kasperltheater, Radiobeitrag, unterschiedliche Formen der Visualisierung und andere didaktische Interventionen). Da dieses polylogische Format Sprechpositionen demokratisiert und die Beiträge im Vorfeld von allen Beteiligten gelesen wurden, entwickelten sich schnell intensive Auseinandersetzungen entlang der Leitfragen des Workshops, in denen Querverbindungen zwischen den Beiträgen hergestellt und weiterführende Gedanken entwickelt wurden. Wie bereits die Vorbereitung, so stand auch die Durchführung des Workshops im Zeichen großen Engagements aller Beteiligten, was zum einen der fokussierten Konzeption und der entsprechenden inhaltlichen Kompatibilität der eingereichten Beiträge von innerhalb und außerhalb des Fachs und zum anderen dem speziellen Tagungsformat zu verdanken ist. Auch inhaltlich Widersprüchliches und politisch Herausforderndes, das mit dekolonialen Ansätzen notwendigerweise aufgeworfen wird, fand in

⁴ Zum Call for Papers und Programm siehe <http://www.afk-web.de/arbeitskreise/arbeitskreis-herrschaftskritische-friedensforschung.html>, 04.01.2017

diesem Kontext angemessen Platz, ohne zu Resignation in Bezug auf eine weitere Auseinandersetzung mit dieser sehr grundsätzlichen Perspektive zu führen. Über Diskussionskultur, Statusdifferenzen, damit einhergehenden akademischen Habitus und Sprachgebrauch wurde bereits am ersten Tag offen diskutiert, weil die Beteiligten sich von Konzeption und Inhalt des Workshops angesprochen fühlten, auch das eigene *doing academia* vor dem Hintergrund des Versuchs einer Dekolonisierung von Wissen und Macht zu hinterfragen und auch in dieser Hinsicht Lernfelder zu öffnen und zu betreten. Insbesondere für zahlreich anwesende junge WissenschaftlerInnen und Studierende wurde Kritische Friedensforschung auf diese Weise zu einer konkreten und ermutigenden Erfahrung. Im Folgenden werden die einzelnen [S. 153] Beiträge kurz zusammengefasst, weiterführende Fragen der darüber hinausgehenden Diskussion werden in Abschnitt 4 erörtert.⁵

3. Übersetzung der Thematik in Fragen der Friedens- und Konfliktforschung

Den Auftakt der Diskussion bildete ein programmatischer Aufsatz von *Claudia Brunner* (Wien/Klagenfurt) zum friedenswissenschaftlichen Versuch, Phänomene epistemischer Gewalt konzeptionell zu fassen. Als Schlüsselbegriff post- und dekolonialer Debatten verweist epistemische Gewalt auf die enge Verwobenheit von Macht-, Herrschafts- und Gewaltverhältnissen mit der für sie konstitutiven Dimension des Wissens. Epistemische Gewalt ist untrennbar mit der Kolonialität von Macht, Wissen und Sein verwoben, die dekoloniale Ansätze problematisieren. Diesen Zustand zu verändern erfordert auch andere, anti-eurozentrische und potenziell dekolonisierende Denk- und Wissensweisen, aus denen sich auch transformierende Praktiken entwickeln können (und *vice versa*). Die Präsentation durch *Thomas Mickan* (Tübingen/Stuttgart) mit Kasperltheater-Puppen veranschaulichte auf kritisch-humorvolle Weise, dass vermeintlich abstrakte Theorie- und Begriffsarbeit auch sehr konkret verstanden und zur Wissensvermittlung genutzt werden kann.

Entlang des Konzepts epistemische Gewalt unternahm der von *Leoni Meyer* (Berlin) weitergedachte Text von *Simon Oswald* (Augsburg) eine Kritik des deutschen Asylverfahrens. Er zeigte an unterschiedlichen Stellen des bürokratischen Procederes, welche Manifestationen epistemische Gewalt annimmt und wie diese auch mit anderen, direkteren

⁵ Bei Interesse an den Papieren, die bis auf eine Ausnahme nicht veröffentlicht sind, kontaktieren Sie bitte claudia.brunner@aau.at. Gern wird zum weiteren Austausch Kontakt zu den AutorInnen hergestellt.

Formen von Gewalt verwoben ist. Diskutiert wurden dabei vor allem das Verhältnis von Ordnung und Unordnung staatlicher und epistemischer Gewalt, die Rolle von unterdrücktem gegenüber dominantem Wissen sowie das Verhältnis von vermeintlicher Wahrheitsproduktion gegenüber der Behauptung einer Herstellung von Gerechtigkeit. Der Text verwies auf die Kontingenz von Herrschaftswissen, das unter anderem über kaum in Frage gestellte Datenbanken und wenig ausgebildete AkteurInnen wirksam wird, aber auch auf die Fluidität von marginalisiertem Wissen der Asylsuchenden, deren Überlebensstrategien sich diesen Gegebenheiten anpassen.

Ozan Keskinliç (Berlin) diskutierte die von *Johannes Korak* (Wien) angebotenen Überlegungen, inwiefern die zunehmend akademische Verortung dekolonialer Ansätze deren politisches Potenzial schmälert und ob dieser Prozess notwendigerweise mit einer Trennung von Aktivismus und wissenschaftlicher Tätigkeit einhergeht. [S. 154] Angelehnt an Gayatri Spivaks Kritik der Kommodifizierung von Bildung und Wissen(schaft) stellt sich die Frage, ob das Lernen des Verlernens (auch von Privilegien) ausreicht bzw. inwiefern Dekolonisierung überhaupt von privilegierten Positionen ausgehen kann. Ebenso wie die Problematik epistemischer Gewalt wurde diese Frage zum roten Faden durch den gesamten Workshop, da alle Teilnehmenden einerseits zum Projekt der Dekolonisierung beitragen wollen, ihnen/uns aber auch zunehmend die damit einhergehenden Widersprüche und Grenzen bewusst wurden. Damit erfährt auch die in der Friedensforschung strittig diskutierte Frage nach den Gratwanderungen zwischen Politik, Aktivismus und Wissenschaft in der dekolonialen Debatte eine Renaissance.

Wie auch in anderen kritischen Wissenstraditionen geht es in der post- und dekolonialen Debatte um Entwürfe einer gerechteren Zukunft für alle, für die es, so der Tenor, eines klaren historischen Bewusstseins über die Kolonialität und Imperialität der Welt bedarf. Wie *Gregor Seidls* (Wien) Papier zeigte, ist die Frage von Zeitlichkeit und Zukunft für jegliche Gesellschaftskritik zentral. *Karin Hostettler* (St. Gallen) resümierte, von welchen weiteren Leerstellen die viel rezipierten eurozentrischen Transformationsdebatten durchzogen sind. Sie verstärken bisweilen sogar die hegemoniale koloniale Konzeption linearer Zeitlichkeit, die eine Grundlage der Moderne darstellt. Demgegenüber bieten dekoloniale Ansätze radikal andere Perspektiven auf Zeit und Raum, wenn sie den tiefen Abgrund zwischen Privilegierten und Ausgeschlossenen auf globaler Ebene thematisieren und nach alternativen Denk- und Handlungsweisen suchen.

Der zweite Tag startete mit einer Führung durch das Heeresgeschichtliche Museum, das mit dem Slogan »Kriege gehören ins Museum« wirbt.⁶ Die vom Konzeptteam aufgeworfene Frage »Und was machen sie dort?« war dabei zwar gut informiert, aber äußerst ernüchternd zu beantworten. *Ramin Taghian* (Wien) zeigte der Gruppe unter postkolonialen Gesichtspunkten besonders markante Ausstellungsarrangements und diskutierte mit den Teilnehmenden auch die Geschichte und Funktion des Museums selbst. Als Herrschaft sichernder, Macht repräsentierender Wissensspeicher ist dem Museum, seinen Exponaten und deren Präsentationsweisen anzusehen, dass der Inszenierung des staatlichen Gewaltmonopols der Vorrang gegenüber Reflexion zu und Kritik an eben diesem eingeräumt wird. Sehr eindrücklich wurde der Gruppe vor Augen geführt, wie herausfordernd und komplex es ist, dominante Wissensbestände in ihrem verfestigten materiellen und epistemischen Gefüge zu analysieren, die aufgeworfene Problematik zu thematisieren und [S. 155] entsprechende Interventionen der Veränderung im Sinne einer Dekolonisierung von Wissen(schaft) oder auch nur einer generell friedensforschenden Herangehensweise an die Thematik zu entwickeln.

Dieser Teil des Programms bildete einen idealen Hintergrund für das Papier von *Anne Stein* (Marburg) und *Tim Bausch* (Marburg/Luzern), in dem ein studentisches Ausstellungsprojekt zum Krieg im Jemen erörtert wurde. *Susanne Reitmair-Juaréz* (Wien) verband die Eindrücke aus dem Wiener Museum mit der Kommentierung des Projekts, das versucht, die Stimmen von JemenitInnen hörbar zu machen. Sie ergänzte die Prozessreflexion und Selbstkritik der AutorInnen durch weiterführende Fragen dazu, wie den Herausforderungen der angemessenen Repräsentation und des unvermeidbaren Definierens künftig noch besser begegnet werden könnte. Durch die vor Ort erlebbare Ausstellung entwickelte sich die anschließende Diskussion sehr konkret und lehrreich. Gerade an der Zusammenführung von direkter physischer Gewalt im Krieg und epistemischer Gewalt im Reden über diesen wurde die von dekolonialen Ansätzen aufgeworfene Problematik der anhaltenden Kolonialität von Macht, Wissen und Sein anschaulich diskutierbar.

»Wer spricht und wer wird (nicht) gehört?« war auch die zentrale Frage von *Gianna Schlichte* (Berlin/Bremen), die sie am Beispiel juristischer Settings gerichtlicher Praxis internationaler Strafverfahren (zu kriegerischer Gewalt) erörterte. In ihrem auf den Herausforderungen eigener juristischer Praxis basierenden Text wurde deutlich, welche Lücken zwischen rechtswissenschaftlicher Theorie und Praxis im internationalen Strafrecht und Völkerrecht

⁶ Dieser Teil des Programms wurde durch Projektmittel des FWF (Fonds zur Förderung wissenschaftlicher Forschung der Republik Österreich) gefördert.

einerseits und zwischen der Fachdisziplin und post- bzw. dekolonialer Theorie andererseits bestehen. Wie können traumatisierte Opfer von Gewalt in Gerichtsverfahren sprechen und auch gehört werden? Und wie können post- und dekoloniale Kritiken in eine dermaßen stark formalisierte eurozentrische Institutionalisierung produktiv und potenziell transformativ eingebracht werden? In ihrer umsichtigen Präsentation regte *Lawreen Masekla* (Augsburg/Frankfurt) an, sich in Murmelgruppen auszutauschen und dann im Rollentausch zu berichten, was die jeweils andere Person gesagt hatte. Damit wurde der Inhalt des Aufsatzes – die Herausforderungen von Repräsentation – unmittelbar erfahrbar.

Mit ähnlichem Erkenntnisinteresse, aber auf ganz anderem Wege, widmete sich auch *Noemi Stelzigs* (Berlin) Text der Frage nach einem Wandel von Opfer- und Sprechpositionen. Ausgehend vom Kontext des kolumbianischen Friedensprozesses konfrontierte sie Konzepte der Chicana-Feministin Gloria Anzaldúa mit eurozentrischen Debatten über Transitional Justice. Beide sehen Opfer von Gewalt als zentrale AkteurInnengruppen, doch Anzaldúas Ansatz geht über den der Transitional Justice weit hinaus, indem sie das spezifische Wissen und die Erfahrung von [S. 156] Gewaltopfern, deren Spiritualität, Körperlichkeit und Subjektivität zu einer Ressource nicht nur für persönliche Stärkung, sondern auch für die Übernahme gesellschaftlicher Verantwortung positioniert. Wie auch die Präsentatorin *Alexandra Engelsdorfer* (Marburg) unterstrich, stellt diese Verbindung eine Innovation nicht nur für die Friedensforschung, sondern auch für feministische Debatten dar, die in Auseinandersetzungen über Krieg, Gewalt und deren Überwindung immer wieder innovative Interventionen bereitstellen und zugleich marginalisiert bleiben.

Felicitas Heßelmann (Berlin) ging in ihrem Text der Frage nach, wie in den Praktiken wissenschaftlicher Communities sogenanntes wissenschaftliches Fehlverhalten im Kontext von Publikationsverfahren definiert, gemessen und mit Ein- oder Ausschluss geahndet wird. Dabei wurde deutlich, dass die Frage nach guter/richtiger/echter Wissenschaft zutiefst von Kolonialität und epistemischer Gewalt geprägt ist. Bestimmte Wissen(schaft)skulturen sind im Verständnis einer intellektuellen Hochkultur im Raum des Wahren und Sagbaren, während andere Wissensräume kulturalisiert werden und das aus ihnen hervorgehende Wissen als entsprechend minderwertig gilt. Wie *Mareike von Elsacker* (Kiel) in ihrer Präsentation zeigte, wird der/die Andere dabei entweder für unzivilisiert und daher unfähig erklärt oder aber für allzu nachahmend und westliche Standards vermeintlich nie erreichend.

Ganz entgegen der Annahme der Kultur- und Sozialanthropologie, dass Feldforschung eine ihrer Disziplin eigene Methode sei, wird auch in der empirischen Friedens- und

Konfliktforschung oft in diesem Modus der (post)kolonialen Begegnung gearbeitet. Das Papier von *Philipp Lottholz* (Birmingham/Berlin) führte beide Disziplinen zusammen, um die aus dekolonialer Perspektive offensichtlichen Problematiken von Asymmetrie und Verwertungszusammenhang in der Wissensproduktion zu illustrieren. Drei Aspekte standen dabei im Zentrum: die Vorstellung von spezifisch lokalen Charakteristika und Handlungsweisen für unterstellte Gewaltneigung und/oder Friedensfähigkeit; die daraus abgeleitete moralische Privilegierung anthropologischer Methodologien sowie ein empirisch-positivistischer Konsens von Generalisierbarkeit. Demgegenüber wurden drei Strategien erörtert, die diesen Problematiken entgegenwirken sollen: Walter Mignolos Konzept der Entkoppelung; die Privilegierung dekolonialer und indigener Epistemologien sowie die Schaffung und Nutzung von Zwischenräumen, um potenziell anderes Wissen und daraus folgende Praktiken (und *vice versa*) zu kultivieren. Fachkundig und kreativ rahmte *Kludia Rottenschlager* (Wien) diese Thematik in Form eines Radiobeitrags, in dem auch ihre eigene Forschung Eingang fand und ForscherInnen sowie AktivistInnen aus Palästina, dem Libanon und Jordanien zu Wort kamen.

Die Berichterstattung der rechtsnationalen israelischen Presse zum Gazakrieg 2014 untersuchte *Adrian Paukstat* (Augsburg) in seinem Text, um die sich darin [S. 157] entfaltende narrative Ideologie als okzidentalistische Selbstvergewisserung westlicher Subjektivität und Suprematie zu fassen. An zahlreichen Zitaten wurde der koloniale Charakter der Erzählung deutlich, der sich in der Explizität des politisch rechten Randes kaum zu verbergen bemüht, wie *Florian Kerschbaumer* (Krems/Klagenfurt) in seiner Präsentation festhielt. Erstaunlich deutlich sichtbar wurden in den zitierten Medienberichten die Figuren von Held, Antiheld und Helfer wie in einem Filmplot positioniert. Gerade diese Eindeutigkeit zu differenzieren war die Hauptanregung in der folgenden Debatte, denn im Sinne einer durchdringenden Kolonialität, die sich weit über das politische Spektrum von rechts bis links erstreckt, könnte die Problematik von Okzidentalismus als narrativer Ideologie in einem breiteren Materialspektrum noch deutlicher gemacht werden.

Den Abschluss der Textbeiträge bildet *Mechthild Exos* (Berlin) Reflexion über eine Konflikte bewusst schärfende Friedensforschung, die sich – inspiriert durch indigene und dekoloniale Methodologien und Theorien sowie eine entsprechende persönliche politische Praxis – als Beitrag zu den globalen Kämpfen für ein befreites Leben versteht. Damit greift sie ein bereits in den Anfängen der Friedensforschung diskutiertes Argument auf, in dem Konfliktbeziehungen als Vorbedingung für notwendige revolutionäre Systemveränderungen

zur Überwindung struktureller und kultureller Gewalt begriffen werden. Sich selbst in der Gleichzeitigkeit von Aktivismus und Wissenschaft verortend, führte die Autorin unterschiedliche dekoloniale und indigene Ansätze an, von denen kritische Friedensforschung lernen könnte. Diese Kongruenz von Persönlichkeit/Person und politischem Engagement (auch) in oder mit der Wissenschaft nahm *Viktorija Ratković* zum Anlass, die im Text genannten AutorInnen auch mit Bildern zu präsentieren, sie in den Raum unserer Auseinandersetzung zu holen, um von ihrer gelebten Praxis zu lernen. Radikal von den Rändern aus und profund parteilich müsse Forschung sein, so Exo, um den Forderungen dekolonialer und indigener Ansätze gerecht zu werden – und damit zu einer gerechteren Welt für alle Menschen beitragen zu können.

4. Von der Kolonialität zur Dekolonisierung – auch der Friedens- und Konfliktforschung

Der dritte Tag des Workshops stand im Zeichen der Zusammenführung von Erkenntnissen und weiterführenden Gedanken sowie der Vernetzung der Teilnehmenden und der Weiterbearbeitung der Thematik.⁷ In der abschließenden Diskussion [S. 158] wurden zwei Fragen diskutiert: »Was heißt Friedensforschung und (De)Kolonialität jetzt für mich?« und »Wie geht es weiter, was ist zu tun?« Beide Fragen wurden auch an den vorangegangenen Abenden intensiv erörtert, an denen die Konferenz- mit Restaurantischen getauscht wurden. Bei vielen Punkten wurde schnell klar, dass es sich bei dekolonialen Ansätzen um einen potenziell radikalen Paradigmenwandel handelt, der einfache Antworten verunmöglicht und auch zahlreiche Widersprüche aufwirft, die sich in strukturellen ebenso wie in persönlichen Dimensionen der Auseinandersetzung mit der Thematik spiegeln. Boaventura de Sousa Santos bringt es auf den Punkt: Ihm zufolge sei es ein Trick der Moderne, dass ihre Intellektuellen durchaus revolutionäre Gedanken entwickeln, dies jedoch nur innerhalb ihrer reaktionären Institutionen tun könnten (Santos 2014, 3). Als im Westen/Norden verortete/r Intellektuelle/r könne man bestenfalls so etwas wie Theorie der Nachhut betreiben, denn wirklich radikal transformative, dekolonisierende Positionen könnten nur von den ProtagonistInnen der sozialen Bewegungen in und aus den Ländern des Globalen Südens/Ostens selbst entwickelt werden

⁷ Neben dem vorliegenden Aufsatz, Berichten für die Website des Arbeitskreises sowie für die Fördergeberin (DSF) und einem Text für die Zeitschrift »Wissenschaft und Frieden« ist auch ein kollektives (Text)Produkt geplant, für das sich eine vielköpfige Arbeitsgruppe konstituiert hat. Darüber hinaus unterstützen einzelne Teilnehmende einander bei eigenen Publikations- und Forschungsvorhaben im Anschluss an die im Workshop diskutierten Texte.

(ebd., 11). Er argumentiert, dass es daher aus Sicht der Privilegierten – zu denen die LeserInnen und AutorInnen der ZeFKo ebenso wie die Teilnehmenden des Workshops zu zählen sind – sinnvoll sei, diesen Umstand anzuerkennen und von jenen zu lernen, die »auf der anderen Seite der Linie« kämpfen würden (ebd., 3). Dieses Angebot macht dekoloniale Theorie potenziell auch an die Friedens- und Konfliktforschung, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, Gewalt im Kontext internationaler Politik zu analysieren, zu kritisieren und nach Möglichkeit auch zu ihrer Verminderung beizutragen.

Dekoloniale Perspektiven erweisen sich in mehrfacher Hinsicht als sehr gut an Kritische Friedensforschung anschlussfähig, schon allein deshalb, weil beide auf Gewalt- und Ungleichheitsverhältnisse im internationalen bzw. globalen Kontext fokussieren und an deren Analyse und Kritik die Hoffnung auf Veränderung zum Besseren knüpfen. Ausgehend von der eingangs geschilderten Kolonialität von Macht, Wissen und Sein rücken dabei jedoch neue Thematiken und Zusammenhänge in den Blick. Fragen können und müssen anders gestellt werden, weil dekoloniale Ansätze auf die explizite Berücksichtigung von Relationalität, Verwobenheit, Interdependenz und Intersektionalität in räumlicher und zeitlicher Hinsicht bestehen. Vor dem eingangs geschilderten Hintergrund, dass das mittels massiver Gewaltpraktiken global durchgesetzte kapitalistische Weltsystem auf der Prämisse von Rassismus und darauf basierender weltweiter Arbeitsteilung und Ressourcenallokation [S. 159] beruht und damit Gewaltverhältnisse beständig reproduziert, können auch Forschungsgegenstände der Friedens- und Konfliktforschung nicht mehr als isolierte Probleme und Phänomene in vermeintlich dislozierten Konfliktregionen analysiert werden. Vielmehr sind sie konsequent in einen Zusammenhang mit dem Hier und Jetzt zu stellen, von dem aus auch die entsprechenden Forschungsfragen artikuliert und verfolgt werden. Somit wird auch das System Wissenschaft zu einem Teil des zu analysierenden Settings, was sich etwa am Beispiel zentraler Konzepte wie Liberal Peace, Democratisation, Peacebuilding, Transitional Justice u.v.a.m. illustrieren lässt. Mit dem Begriff der epistemischen Gewalt steht ein Werkzeug zur Verfügung, die Rolle und Funktion etwa auch der Friedens- und Konfliktforschung zu thematisieren und Wissensverhältnisse mit Gewaltverhältnissen als global wechselseitig bedingte zu problematisieren. Der theoretische Zugriff einer dekolonialen Perspektive auf Gewalt und Ungleichheit fordert also den eurozentrischen Mainstream des Feldes und verwandter Fächer auf vielen Ebenen heraus und ist mit entsprechender Skepsis und auch Widerständen konfrontiert.

Denn post- und dekolonial gerahmtes Erkenntnisinteresse ist bewusst normativ, positioniert und damit auch von Parteilichkeit geprägt. Dekoloniale (Friedens)Forschung will nicht die bestehende Herrschaftsordnung von Kapitalismus und Kolonialität legitimieren und stabilisieren, sondern einen Beitrag zur Suche nach gerechteren und nachhaltigeren Alternativen zum *Status quo* leisten. Notwendigerweise basiert sie auf Konzepten wie Intersektionalität, Relationalität und Multiperspektivität und bemüht sich im vollen Bewusstsein einer grundlegenden und unvermeidbaren Asymmetrie darum, Übersetzungs- und Transferleistungen diesseits und jenseits der Bruchlinien der Kolonialität zu erbringen. Damit geht auch das von Gayatri Spivak so genannte Verlernen von Privilegien einher, die auch das Feld der Wissenschaft zu einem Terrain höchst ungleicher Arbeits- und Ressourcenverteilung machen. In ihren Zugängen ist dekoloniale (Friedens)Forschung notwendigerweise inter- und transdisziplinär, doch im Grunde muss sie auf lange Sicht nach Anti-Disziplinarität streben, solange Disziplinarität von Wissen auch als Macht- und Herrschaftsinstrument dient. Dies alles tun auch andere kritische Strömungen der Friedens- und Konfliktforschung, mit denen durchaus inhaltliche und strategische Gemeinsamkeiten zu finden sind. Dekoloniale Friedensforschung hat jedoch zum Ziel, auch in den ihr verwandten kritischen Traditionen jenen impliziten Eurozentrismus zu thematisieren, der Kritik immer wieder hegemonial vereinnahmbar macht. Eine weitere Gemeinsamkeit besteht in der Verschränkung von Theorie und Praxis, von Wissensarbeit und Aktivismus, von Wissenschaft und sozialen Bewegungen. Letztere sollten aus dekolonialer Perspektive diejenigen sein, von denen die Bestimmung der Forschungsagenda, der wissenschaftlichen Themen und [S. 160] Fragestellungen ausgehen und denen sie letztlich auch dienen sollte. Gerade mit dieser Prämisse gehen zahlreiche Herausforderungen einher, die wissenschaftliche Strukturen und Gepflogenheiten irritieren.

Konkret in Bezug auf die Friedens- und Konfliktforschung benennt etwa Mechthild Exo (2015a, 2015b, 2017) zentrale Anforderungen an eine dekoloniale Forschungsperspektive. Dazu zählen etwa eine substanzielle Reflexion und Kritik bestehender Praktiken von Feldforschung, die zutiefst in einem kolonialen Erbe von Kontrolle und Eroberung verwurzelt sind, die Umkehrung des ExpertInnenstatus von der Wissenschaft hin zur betroffenen Bevölkerung, damit einhergehende Rechenschaftspflichten dekolonialer Forschung, die eben nicht in erster Linie die wissenschaftliche Community adressieren sollen, sondern die von ihr beforschten Menschen, welche wiederum nicht als Objekte, sondern als Subjekte der Forschung verstanden werden. Daraus erwächst auch ein Wandel im Verhältnis von Autorität und AutorInnenschaft, der letztlich auch die Formen der Genese und Vermittlung von Wissen(schaft) verändern soll. Auch María Cárdenas (2016) schlägt konkrete Schritte vor, die

die Friedensforschung in Richtung der in der postkolonialen Debatte vielfach geforderten Provinzialisierung Europas gehen kann. Neben method(olog)ischen und forschungspraktischen Problemen ist es aber auch der bestehende Kanon von Wissen(schaft), der einer radikalen Kritik unterzogen und langfristig von alternativen, nicht eurozentrischen Konzepten, Theorien und Begriffen abgelöst werden soll. Gebündelt diskutiert wurde dies im Workshop am Begriff der epistemischen Gewalt, mit dem der zunehmend enger werdende Gewaltbegriff der Friedens- und Konfliktforschung herausgefordert wird (Brunner 2016). Im Anschluss daran können jedoch so gut wie alle Theorien, Konzepte und Begriffe des Fachs einer entsprechenden Analyse und Kritik unterzogen werden, so wie dies dekoloniale Perspektiven auch in benachbarten Disziplinen zunehmend tun. Mit diesen, so der Konsens unserer Diskussion, muss auch verstärkter Austausch gepflegt werden, um die dabei gewonnenen Erkenntnisse in die Friedens- und Konfliktforschung zurückzutragen, die erst am Anfang dieser Auseinandersetzung steht.

Die dabei notwendigen Lernprozesse sollen jedoch nicht nur zwischen wissenschaftlichen Feldern erfolgen, sondern auch in einer erneuten Zuwendung zu sozialen Bewegungen und Aktivismus sowie zu Praxisfeldern friedensforschender Tätigkeit. Darüber hinaus ist eine macht- und differenzbewusste solidarische Sozialität innerhalb des Feldes zu pflegen, die Alternativen zu hierarchisierenden akademischen Habitusformen entwickelt. Damit geraten auch Fragen von Didaktik, Kommunikation und Vermittlung sowie Transdisziplinarität im Sinne einer Orientierung an gesellschaftlichen Problemfeldern erneut in den Blick. Gerade dekoloniale [S. 161] Forschung stellt einen Zugang zur Welt dar, der offen ist für Praxis- und Erfahrungswissen, das angesichts der eurozentrischen Imprägniertheit des etablierten Theorie- und Begriffskanons die Grundlage für eine andere, potenziell dekoloniale Theoretisierung darstellt. An dieser Schnittstelle besteht in der zunehmend professionalisierten Friedensforschung ein großes Desiderat, seitdem ihr die Friedensbewegung vor der europäischen Haustüre abhandengekommen ist.

Ein Weg entsteht, indem man ihn geht. Der einer real dekolonisierten und potenziell dekolonisierenden Friedensforschung ist gewiss noch weit und auch ein im besten Sinne des Begriffs utopisches Projekt, das auf die Gegenwart zurückwirkt. Formate wie dieser Workshop stellen Stationen der Orientierung und der Begegnung dar, um diesen Weg weiter zu beschreiten.

Literatur

Boatcă, Manuela/Costa, Sérgio 2010: Postcolonial Sociology. A Research Agenda, in: Gutiérrez Rodríguez, Encarnación/Boatcă, Manuela/Costa, Sérgio (Hrsg.): Decolonizing European Sociology. Transdisciplinary Approaches, Farnham/Burlington, 13–31.

Brunner, Claudia 2011: Wissensobjekt Selbstmordattentat. Epistemische Gewalt und okzidentalistische Selbstvergewisserung in der Terrorismusforschung, Wiesbaden.

Brunner, Claudia 2016: Das Konzept epistemische Gewalt als Element einer transdisziplinären Friedens- und Konflikttheorie, in: Wintersteiner, Werner/Wolf, Lisa Wolf (Hrsg.): Friedensforschung in Österreich. Bilanz und Perspektiven, Klagenfurt, 38–53.

Cárdenas, María 2016: Mainstreaming Decolonialism? Zum Mehrwert einer dekolonialen FuK, in: Wissenschaft & Frieden 1: Forschen für den Frieden, 20–23.

Chojnacki, Sven/Namberger, Fabian 2014: Die »neuen Kriege« im Spiegel postkolonialer Theorien und kritischer Friedensforschung. Ein Plädoyer für die Befreiung von der Last der Vereinfachung, in: ZeFKo. Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung 3: 2, 157–202.

Decoloniality Europe 2013: Charter of Decolonial Research Ethics, <http://decolonialityeurope.wix.com/decoloniality#!charter-of-decolonial-research-ethics/cnv4>, 01.09.2015.
Engels, Bettina 2014: Repräsentationen, Diskurse und Machtfragen. Postkoloniale Theorieansätze in der Friedens- und Konfliktforschung, in: ZeFKo. Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung 3: 1, 130–150.

[S. 162]

Engels, Bettina 2016: Postkoloniale Zugänge in der Friedens- und Konfliktforschung, in: Ziai, Aram (Hrsg.): Postkoloniale Politikwissenschaft. Theoretische und empirische Zugänge, Bielefeld, 255-272.

Exo, Mechthild 2015a: Indigene Methoden als Stachel für die Friedens- und Konfliktforschung. Über Rechenschaftspflicht und das Erlernen dekolonialisierender Praxis, in: Bös, Matthias Bös/Schmitt, Lars/Zimmer, Kerstin (Hrsg.): Konflikte vermitteln? Lehren und lernen in der Friedens- und Konfliktforschung, Wiesbaden, 281–304.

Exo, Mechthild 2015b: Dekoloniale und feministische Perspektiven auf Peacebuilding, in: Lakitsch, Maximilian/Steiner, Anna Maria (Hrsg.): Gewalt für den Frieden? Vom Umgang mit der Rechtfertigung militärischer Intervention, Wien/Berlin, 181–198.

Exo, Mechthild 2017: Das übergangene Wissen. Eine dekoloniale Kritik des liberalen Peacebuilding durch basispolitische Organisationen in Afghanistan, Bielefeld.

Germaná, César 2013: Eine Epistemologie der anderen Art. Der Beitrag von Aníbal Quijano in der Neustrukturierung der Sozialwissenschaften in Lateinamerika, in: Pablo Quintero, Pablo/Garbe, Sebastian (Hrsg.): Kolonialität der Macht. De/Koloniale Konflikte: zwischen Theorie und Praxis, Münster, 71–92.

Grosfoguel, Ramón 2008: Transmodernity, Border Thinking, and Global Coloniality. Decolonizing Political Economy and Postcolonial Studies, in: Eurozine, <http://www.eurozine.com/articles/2008-07-04-grosfoguel-en.html>, 18.08.2015.

Grosfoguel, Ramón 2013: The Structure of Knowledge in Westernized Universities. Epistemic Racism/Sexism and the Four Genocides/Epistemicides of the Long 16th Century, in: Human Architecture. Journal of the Sociology of Self-Knowledge XI: 1, 73–90.

Kaltmeier, Olaf/Corona Berkin, Sarah (Hrsg.) 2012: Methoden dekolonialisieren. Eine Werkzeugkiste zur Demokratisierung der Sozial- und Kulturwissenschaften, Münster.

Lander, Edgardo (Hrsg.) 1993: La Colonialidad del Saber. Eurocentrismo y Ciencias Sociales. Perspectivas Latinoamericanas, Buenos Aires.

Ling, L. H. M. 2014: Decolonizing the International. Towards Multiple Emotional Worlds, in: International Theory 6: 3, 579–583.

Lugones, María 2007: Heterosexualism and the Colonial/Modern Gender System, in: Hypatia 22: 1, 186–209.

Maldonado-Torres, Nelson 2008: Against War. Views from the Underside of Modernity, Durham.

Mignolo, Walter D. 2012: Epistemischer Ungehorsam. Rhetorik der Moderne, Logik der Kolonialität und Grammatik der Dekolonialität, Wien.

Quijano, Aníbal 2000: Coloniality of Power, Eurocentrism, and Latin America, in: Nepantla. Views from South 1: 3, 533–580.

[S. 163]

Quintero, Pablo/Garbe, Sebastian (Hrsg.) 2013: Kolonialität der Macht. De/Koloniale Konflikte zwischen Theorie und Praxis, Münster.

Santos, Boaventura de Sousa 2014: *Epistemologies of the South. Justice Against Epistemicide*, Boulder.

Senghaas, Dieter 1968: Friedensforschung im Banne von Abschreckung, in: *Politische Vierteljahresschrift* 9: 3, 460–477.

Smith, Linda Tuhiwai 2005: *Decolonizing Methodologies. Research and Indigenous Peoples*, London/New York/Dunedin.

Spivak, Gayatri Chakravorty 1988: Can the Subaltern Speak?, in: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence Grossberg (Hrsg.): *Marxism and the Interpretation of Culture*. Urbana-Champaign, IL, 271–313.

The Gulbenkian Commission 1996: *Open the Social Sciences. Report of the Gulbenkian Commission on the Restructuring of the Social Sciences*, Stanford.

Die Autorin

Dr. Claudia Brunner ist Assistenzprofessorin am Zentrum für Friedensforschung und Friedensbildung der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt. Seit 2015 führt sie im Rahmen der Exzellenzinitiative Elise Richter des FWF (Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung der Republik Österreich) das Forschungsprojekt *Theorizing Epistemic Violence* durch, das vom Wissenschaftsfonds der Republik Österreich gefördert wird (Projektnummer V 368-G15), und in dem sowohl dieser Text als auch der Workshop entstanden sind. Mehr dazu siehe www.epistemicviolence.info.

E-Mail: claudia.brunner@aau.at